Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 62 (2012)

Heft: 2

Buchbesprechung: Allgemeine Geschichte = Histoire générale

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tun,[1] andererseits mit der vorzustellenden Arbeit von Beatrice Montanari Häusler, welche die Basler Tradition mit ihrer Dissertation auf 356 Seiten fortsetzt.

Nach einführenden Kapiteln zur Frühgeschichte der Arbeiter- und der Erwachsenenbildung, der Extended-University-Bewegung sowie der Gründungsphase der Volkshochschulen in der Schweiz hält Montanari zunächst ein Plädoyer für *Lifelong Learning*, das sie als «ökonomische Notwendigkeit» betitelt, und analysiert die bildungspolitische Dynamik der Erwachsenenbildung in der Schweiz sowie in den beiden Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft. Sie widmet sich sodann institutionellen und finanziellen Fragen, vor allem auch den Beziehungen der Volkshochschule zur Universität, sowie der spezifischen Volkshochschulform der *Senioren-Universität* (die ebenfalls erstmals in Basel in der Schweiz auftrat).

Haupt- und Schwerpunkt der Arbeit sind schliesslich die Kapitel über das Selbstverständnis der Volkshochschule, über die Entwicklung des Programmangebots sowie über das «Publikum». Während die Analyse des Programmangebots methodisch relativ einfach daherkommt und in der Durchforstung der angebotenen Kurse und ihrer Gruppierung – für die Geschichte und die Sprachen mit einem besonderen Fokus – besteht, war die Erhebung repräsentativer Angaben zum «Publikum» schon komplizierter. Montanari führte zu diesem Zweck eine aufwendige Umfrage durch, die allerdings eine sehr instruktive und materialreiche Ausbeute zu Tage brachte: Nicht nur konnten die soziale und kulturelle Zusammensetzung der Kursteilnehmenden – dank früherer Erhebungen sogar in historischer Dimension – analysiert und dargestellt werden, auch zur Interessens- und Motivationslage, zu den Erwartungen und zu festgestellten Wirkungen von Volkshochschule konnten Aussagen gewonnen werden.

Institutionengeschichte hat häufig einen schalen Beigeschmack, indem die Konzentration auf eine individuelle Institution zu einer schiefen Gewichtung führt, in der die Einbettung in die generelle Entwicklung zu kurz kommt. Im vorliegenden Fall ist nicht nur die Einbettung gut gelungen, auch das Porträt über eine wichtige Institution und ihr Anliegen – Erwachsenenbildung – ist überzeugend.

Sebastian Brändli, Zürich

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Arlette Farge: **Der Geschmack des Archivs.** Göttingen, Wallstein, 2011. 118 S.

Der Geschmack hatte es bis vor einigen Jahren schwer in der Geschichtswissenschaft, ebenso wie das Fühlen. Beide sind sie nach Kant als «»Nahsinne» gegenüber den «Fernsinnen» Sehen und Hören minderwertig. Und so ist das Archiv oft das unvermeidliche Übel, in das man sich begibt, um «noch nicht» ediertes Material zu sichten und mit mehr oder weniger gefüllter Festplatte wieder zu verlassen. Dass es so einfach nicht ist, sondern dass das erlebte Archiv seine eigene Erforschung mitschreibt, verdeutlichen paradigmatische Arbeiten im Umfeld der historischen Anthropologie wie jene von Robert Darnton, Nata-

1 Markus Mattmüller, *Volkshochschule in Basel und Zürich. Zur Geschichte der Erwachsenenbildung in der Schweiz*. Bern 1976.

lie Zemon Davis und Carlo Ginzburg. In ihrem nun in Übersetzung vorliegenden Essay von 1989 wagt sich die französische Historikerin Arlette Farge, eine Spezialistin des 18. Jahrhunderts, nahe an das Archiv heranzugehen und zeitweilig gar die in ihrer Zunft so hochgehaltene Distanz zu dem Gegenstand bewusst zu vernachlässigen. Geschichte zu schreiben heisse eben, als Forscherin weder im Material aufzugehen noch es distanziert zu betrachten, sondern in einem dialektischen Austausch Konturen herauszuarbeiten (S. 58). Der Geschmack steht dabei stellvertretend für eine phänomenologisch begriffene, synästhetische, leibliche Erfahrung des Archivs überhaupt, in der Subjekt und Objekt nicht mehr sauber zu trennen sind. Etwa die Hälfte des schmalen Bändchens ist der rezipierenden Arbeit im Archiv gewidmet, während die zweite Hälfte das schöpferische, darstellende Arbeiten des Historikers, das Schreiben der Geschichte vom Archiv her erörtert. Verfasst in einer einladenden Sprache und mit treffenden Beobachtungen zum Biotop Archiv gespickt ist der Essay gleichzeitig profundes Nachdenken über Geschichte wie auch solide Einführung in das sinnliche Handwerk der Historikerin. Unzufrieden lässt einen einzig der Schluss zurück, wo der Geschmack des Archivs als «Irrfahrt durch die Worte anderer» definiert wird. Solcher Logozentrismus erstaunt, nachdem unter anderem dem Tastsinn und den verspannten Schultern am Abend Erkenntniswert zugestanden wurde und wo doch die beiden spektakulärsten im Essay besprochenen Archivtrouvaillen primär durch ihr gegenständliches Vorhandensein «reden». – Ein von Alf Lüdtke neu verfasstes Nachwort rundet den von Jörn Etzold stimmig übersetzten Essay ab. Die schlichte, aber bibliophile Ausstattung des Bändchens sorgt dafür, dass es auch im haptischen – Farge nennt es das «digitale» – Gedächtnis haften bleibt.

Sundar Henry, Basel

Klaus Bergdolt, Joachim Knape, Anton Schindling, Gerrit Walther (Hg.): **Sebastian Brant und die Kommunikationskultur um 1500.** Wiesbaden, Harrassowitz Verlag, 2010. 427 S., 42 Abb. in s/w, 5 Abb. in Farbe (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 26).

Anlässlich des 550. Geburtstags Sebastian Brants (geb. 1457) veranstaltete das Renaissance-Komitee der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel 2007 eine Tagung zum Thema «Sebastian Brant und die Kommunikationskultur um 1500», deren Beiträge jetzt im hier vorzustellenden Sammelband gedruckt vorliegen. Der Fokus der Beiträge sollte laut Vorwort der Herausgeber auf die Kommunikations- und Medienkultur der Zeit um 1500 gerichtet sein und eine Doppelperspektive einnehmen: Die Vielfalt der von Brant behandelten Themen sollte ebenso deutlich werden wie die «interaktive Verflechtung der Humanisten seiner Generation unter den Bedingungen der entstehenden Gutenbergkultur» (Vorwort, S. 11). Die Tagung hatte dazu fünf Sektionen gebildet, nämlich «Moralismus und religiöse Verkündung», «Imagebildung und Regionalismus», «Jus und Druckgeschichte», «Wort und Bild» sowie «Humanismus und Druckgeschichte». Diese Einteilung, die verschiedene Aspekte von Kommunikationskultur betont, fand keinen Eingang in den Tagungsband. Im Buch werden die Beiträge unter zwei Überschriften zusammengefasst: «Brant in Diskursen und Kommunikationszusammenhängen um 1500» und «Brants Narrenschiff». Damit spiegelt sich die nach wie vor stark auf das «Narrenschiff» fokussierte Forschungssituation wider, denn in der Tat beziehen sich sechs der insgesamt vierzehn Beiträge auf Brants «Narrenschiff»; die übrigen acht Beiträge verteilen sich

auf die Themenfelder Medizin, Recht, Dichtung, Politik und Beziehungen zu anderen Humanisten.

Dass Sebastian Brant ein «publizistisch unglaublich aktiver Mann» und eine «Schlüsselfigur in den Diskursen und Kommunikationszusammenhängen der Epoche» (Einleitung, S.13) war, zeigt bereits ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, das mit einem Beitrag zu Brant und der Welt der Medizin beginnt, ein Gegenstand, der bis dahin noch kaum in den Blick genommen wurde. Der Kölner Medizinhistoriker Klaus Bergdolt arbeitet heraus, dass Brants Ansichten im Vergleich zu seinen Zeitgenossen nicht aus dem Rahmen fallen: Ärztlicher Rat sei nicht zu verschmähen, da Gott auch die Medizin geschaffen habe, aber das wahre «Remedium» sei der philosophische Weg zur «Sapientia», die wiederum Voraussetzung für echte «Salus» sei. Der Beitrag von Uwe Israel (Venedig) beleuchtet die Biographien Sebastian Brants und des Strassburger Münsterpredigers Geiler von Kaysersberg. Trotz zahlreicher Parallelen in den beiden Lebenswegen zeigt sich deutlich, dass Brant seine Macht und die ihm zur Verfügung stehenden publizistischen Mittel, allen voran den Buchdruck, nutzte, um auf Reichsebene zu kommunizieren und in einen öffentlichen Dialog mit der Führungselite zu treten, während Geiler von Kaysersberg seine Öffentlichkeit in der Reichsstadt Strassburg suchte und fand und dabei vor allem auf Mündlichkeit setzte. Beide Autoren waren universitär gebildet, als Herausgeber tätig und an Bildung und Erziehung interessiert, wählten aber ganz unterschiedliche Kanäle und Zielgruppen zur Übermittlung ihrer Interessen. Andreas Deutsch (Heidelberg) beweist entgegen der weit verbreiteten Ansicht, Sebastian Brant sei Herausgeber oder gar Verfasser beziehungsweise Bearbeiter von Ulrich Tenglers «Laienspiegel» gewesen, dass sich sein Beitrag letztendlich auf die Vorrede in der ersten Augsburger Ausgabe von 1509 beschränkte und er damit dem bis dahin weitgehend unbekannten Ulrich Tengler eine Art Empfehlungsschreiben für sein Werk zukommen liess. Interessant für die Kommunikationskultur ist die damals bereits verbreitete Unsitte des Raubdruckes und somit der Beginn von Fragen des Urheberrechts beziehungsweise zunächst der Folgen seiner (noch) Nichtanerkennung. Gleichermassen rückt Deutsch Brants Anteil an der Ausgabe des «Klagspiegels» zurecht, der geringer anzusehen ist als kolportiert wird. Dennoch kam an dem Juristen Brant damals keiner vorbei, der einem juristischen Werk zu Ansehen verhelfen wollte, denn Brants Empfehlung plazierte das Werk auf dem Markt. Thomas Wilhelmi (Heidelberg) gewährt einen Blick in die Strassburger Archivtruhen und erhellt Brants Tätigkeit als Stadtschreiber; Jürgen Leonhardt (Tübingen) zeigt anhand einer Sammelhandschrift aus Brants Besitz, inwieweit eine glossierte Textsammlung Rückschlüsse auf die Verbindungen zu einem Gelehrtenmilieu und Studienumfeld erlaubt und auf welche Weise damals Wissen erworben und bewahrt wurde. Nikolaus Henkel (Hamburg) arbeitet anhand der Brantschen Vergilausgabe von 1502 heraus, dass Brant auf Text- und Bildebene Verschiedenes kommuniziert: Er druckt die «Carmina Priapea», die in älteren Ausgaben meist enthalten sind, aufgrund ihrer moralischen Verwerflichkeit zwar nicht ab und weist darauf auch eigens hin, kommuniziert deren Inhalt aber detailreich über einen Holzschnitt. Dieter Mertens (Freiburg) verknüpft die literarische Schöpfung Brants mit seiner zeitgeschichtlichen Erfahrung, die vor allem von der Ausbreitung des osmanischen Reichs, dem – nie stattfindenden – Türkenkrieg, den Konflikten zwischen König und Reichsständen und dem Hegemoniekampf zwischen den Häusern Habsburg und Valois-Orléans geprägt waren.

Brant macht sich dabei geschickt das neue Medium Buchdruck zunutze, um die Reichsstände, Räte, Fürsten und städtischen Kanzleien für die Politik Maximilians I. zu gewinnen. Mertens, dessen Beitrag einer der längsten des Sammelbandes ist, entwirft ein beeindruckendes Panorama. Caspar Hirschi (Cambridge) behandelt in seinem verdienstvollen Beitrag Brants Rolle in der Eidgenossendebatte, die er aufgrund der spärlichen schriftlichen Äusserungen des Humanisten über die Untersuchung seines kommunikativen Umfelds, seines Status und der Inhalte der Begriffe *honor* und *natio* in Angriff nimmt und dabei das schon mehrfach abgehandelte Thema einen grossen Schritt nach vorne bringt. Joachim Knape (Tübingen) analysiert Brants «Narrenschiff»-Kapitel «Von vnnutzen buchern» nach verschiedenen Lesarten: poetisch, rhetorisch und aktualisierend. Er erhellt auf diesem Weg die verschiedenen Kommunikationsebenen von Brants dichterischem Meisterwerk auch mit Blick auf den heutigen Leser. Volkhard Wels (Berlin) sieht in Brants «Narrenschiff» in erster Linie eine Sammlung von Argumenten und in der Struktur der Kapitel eine mnemotechnische Ordnung und stellt das Werk daher in die Tradition von Rudolf Agricolas «De formando studio» und insgesamt in den Kontext der humanistischen Dialektik. Dieter Wuttke (Bamberg) weist auf einen möglichen Lese- und damit Druckfehler in einem Versschluss hin und auf die damit verbundene fehlgeleitete Kommunikation zwischen Text und Leser. Frédéric Hartweg (Oberhausbergen) führt durch das frühneuzeitliche Drucker- und Verlagswesen und beschreibt die Diskussion über den Einfluss des Buchdrucks auf das Abschleifen örtlicher Sprachunterschiede. Zugleich analysiert Hartweg detailliert Laut- und Wortunterschiede in den Basler und Nürnberger «Narrenschiff»-Drucken. Lothar Schmitt (Zürich) stellt einen Vergleich zwischen den Zeichnungen aus Dürers Wanderjahren und den Basler Holzschnitten an und schlägt eine systematische Analyse sowohl der Jugendwerke Dürers als auch der Narrenschiffholzschnitte und des Arbeitsumfelds in den Basler Offizinen vor, um in der Diskussion über Dürers mögliche Beteiligung weiterkommen zu können. Dazu bietet Schmitt eine Konkordanz der «Narrenschiff»-Bebilderung von 1494 bis 1520, die das noch bestehende Forschungspotential aufzeigen.

Alles in allem umfasst der Sammelband Studien, die zum Teil punktuell in die Tiefe gehen, zum Teil den Autor Brant und seine Werke in einen breiten Kontext stellen. Beides ist gleichermassen verdienstvoll. In dem vorliegenden Buch sind die Ergebnisse der Brant-Forschung der letzten Jahre substantiell zusammengefasst, die humanistische Lebenswelt um 1500 wurde weiter ausgeleuchtet. Daher kann man das im Vorwort gegebene Versprechen als eingelöst betrachten. *Antje Foresta, Bologna*

Anja Rathmann-Lutz (Hg.): **Visibilität des Unsichtbaren. Sehen und Verstehen in Mittelalter und Früher Neuzeit.** Zürich, Chronos, 2011. 192 S., 40 s/w-Abb.

Der Sammelband entstand aus einer im Jahr 2007 durchgeführten Arbeitstagung und vereinigt Beiträge junger Wissenschaftler aus den Fachgebieten Geschichte, Germanistik, Theologie und Kunstgeschichte. Der Haupttitel spielt mit der rhetorischen Figur des Oxymorons, Sichtbarkeit wird in diesem Band versuchsweise ausdifferenziert in Visualität und Visibilität. Unter ersterem wird das verstanden, was im Zuge des Vor-Augen-Stellens vermittels Aufführungen, Gegenständen oder Bildern sichtbar wird; Visibilität andererseits «[ist] zwar ohne sprachliche wie bildkünstlerische Visualisierungen kaum zu denken, richtet aber

den Fokus auf die komplexen Prozesse der Bedeutungszuschreibung (nicht nur) durch den Rezipienten» (S. 10). Dabei wird Visibilität als «interdisziplinäre Hilfskonstruktion» (S. 12) verstanden, welche medienwissenschaftliche Theorieangebote verschiedener geisteswissenschaftlicher Disziplinen nicht zu harmonisieren, sondern gerade «den – theoretischen – Spalt, der sich zwischen Visibilität und der vermeintlich so eindeutigen Bedeutung seiner Übersetzung ins Deutsche als 'Sichtbarkeit' auftut, kreativ zu nutzen» unternimmt (S. 13).

In einer dichten Einleitung (Visibilität des Unsichtbaren – Eine Einleitung, S. 9–21) erläutern die Herausgeberin und Gunnar Mikosch dieses Konzept der Visualität, betten es in der Forschung ein und stellen die einzelnen Beiträge des Bandes vor. Ergänzt wird die Einleitung um eine Auswahlbibliographie (S. 23–25).

Im ersten Aufsatz («von dem ritter der dem andern solt volgen da er hien fúre». Über die Sichtbarkeit von Spuren im *Prosa-Lancelot*, S. 27–51) analysiert Christine Lechtermann mit dem 'Prosalancelot' einen literarischen Text, der die in der Einleitung des Tagungsbandes thematisierten Inszenierungsstrategien nicht nur auf der Ebene der erzählten Welt sichtbar macht, also vom Suchen erzählt, sondern auch den Lektürevorgang als Spurensuchen organisiert, und damit den Leser selbst zum suchenden, die Zeichen des Textes entschlüsselnden Rezipienten macht. «Insofern [...] jeder Rezipient nicht nur [...] immer schon Adressat aller gegebenen Zeichen ist, sondern zugleich weiss, dass ihm alles Erzählte auch etwas sagen soll, kann er hier vor allem immer wieder eines beobachten: die Bedingungen des Scheiterns und Gelingens von Verfahren, die Erkennbarkeit und Lesbarkeit in einer Fülle höchst beiläufiger, alltäglicher, ephemerer Phänomene stiften.» (S. 51)

Miriam Czock beschreibt in ihrem Beitrag (Kirchenräume schaffen, Kirchenräume erhalten. Kirchengebäude als heilige Räume in der Karolingerzeit, S. 53–67) die Heiligkeit von Kirchenräumen, wie sie in Quellen des achten und neunten Jahrhunderts erkennbar wird. Heiligkeit wird als «Zuschreibungsprodukt» (S. 56) verstanden, weshalb zunächst Kirchweihordines in den Blick genommen werden und mir ihrer Hilfe gezeigt wird, dass im Ritus «eine immerwährende Präsenz des nicht mit den Sinnen Wahrzunehmenden hergestellt ist» (S. 58). Diese Zuschreibung kann jedoch für sich offenbar nicht alleinige Gültigkeit beanspruchen, vielmehr verdeutlichen Kapitularien, «dass Kirchen eben nicht nur Orte des Gebets, der Verehrung Gottes und der spirituellen Gemeinschaft waren, [...] sondern gleichzeitig als weltliche Versammlungs- und Nutzungsorte dienten» (S. 66). Visibel seien in einem solchen Raum dann mehrere Möglichkeiten seiner Nutzbarmachung, während die Kirchweihe lediglich die Visualisierung einer spezifischen leiste.

Mit der zugeschriebenen und tatsächlichen Wahrnehmung eines Kirchenraumes und seiner Ausstattung beschäftigt sich auch der Beitrag von Lucas Burkart (Die Aufhebung der Sichtbarkeit. Der Schatz der Sancta Sanctorum und die Modi seiner visuellen Inszenierung, S. 69–82). Die päpstliche Kapelle im Lateran scheint «ein Ort gewesen zu sein, der zwischen visueller Inszenierung oder Sichtbarkeit und Verbergen oder einer intendierten Unsichtbarkeit oszillierte» (S. 73). Auf der einen Seite zeugen nämlich Pilgerberichte von einer weitgehend freien Zugänglichkeit der Kapelle, auf der anderen Seite erzählen eher normative Quellen, wie die päpstlichen Zeremonienbücher, von sehr restriktiven Zugangsbestimmungen. Über die Interpretation des Freskenprogrammes wie

auch der Reliquienbehältnisse der Kapelle, in welchen immer wieder das verhüllende Zeigen ins Bild gesetzt wird, kommt Burkart zum Schluss, die Spannung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit könne als das eigentliche Merkmal dieses Ortes gedeutet werden. Aufgelöst wird dieser nur scheinbare Widerspruch über eine Ausweitung des Sehbegriffes: «Partizipation, Ansichtigwerden und somit Sichtbarkeit in einem zeitgenössischen Sinn ergab sich eher aus der Präsenz sowie einem gesicherten Wissen um diese Präsenz.» (S. 79) Visibilität differenziert Burkart vor diesem Hintergrund in ein ganzes «Spektrum an Strategien der Bedeutungssteigerung» aus (S. 82).

Auch Henrike Haug geht in ihrem Beitrag («Calamo et atramento posteritati memorie reservare». Kunstbeschreibung als Instrument zur Rechtssicherung in Saint-Denis, Stablo und San Clemente in Casauria im 12. Jahrhundert, S. 83–102) zunächst von schriftlichen Quellen aus, allerdings primär von solchen, die auf Objekten aufgebracht sind. Sie interpretiert auf Schenkungen aufgebrachte Texte, deren Aufgabe es war, juristische Ansprüche der Auftraggeber sichtbar zu machen. Man schuf, so resümiert Haug – unter Verwendung eines von ihr nicht historisierten Kunstbegriffes –, «Kunstwerke in unterschiedlichen Formen, um sie als Träger von rechtlichem Wissen zu nutzen und durch diese Verbindung von Kunstwerk und Urkunde die Rechtsansprüche sichtbar zu machen und nach aussen zu kommunizieren» (S. 102).

Cornelia Logemann will in ihrem Beitrag (Herrschaft als Rollenspiel. Zur Genese allegorischer Darstellungsverfahren im Spätmittelalter, S. 103–136) «einige Möglichkeiten und Wege skizzier[en], mit denen Tugend als Eigenschaft des Herrschers sichtbar gemacht werden» konnten (S. 106). Sie behandelt unter dieser Fragestellung das französische Königshaus im 14. Jahrhundert und sucht nach Bildformeln, mit denen die Herrscherpersönlichkeiten gleichsam in die Rollen einzelner Tugenden schlüpfen konnten. Neben dem von ihr primär behandelten Fürstenspiegel 'Avis aus roys' für Ludwig von Anjou hätte sicherlich auch die farbige Welt der *pas d'armes* und der festlichen Einzüge reiches Material bereitgestellt und zudem den von Logemann herausgestellten Gegensatz von Text und Bild etwas weiter differenzieren können.

Anja Rathmann-Lutz thematisiert in ihrem Aufsatz (Übernehmen, übertragen, verschweigen. Zur Nutzung von Bildwissen im England des frühen 14. Jahrhunderts, S. 137–157) das bedeutsame Ausbleiben der sichtbaren Bezugnahme auf den Hl. Ludwig durch die englische Königin Isabella, die sich gerade vor dem Hintergrund des «offensiven – lauten – Umgangs Philipps IV. von Frankreich mit dem 'image' seines Grossvaters Ludwig IX.» als bedeutsam abhebt. Es wird verständlich vor dem Hintergrund der dezidiert eigenständigen Politik des englischen Königshauses, die lediglich die Visualisierung Ludwigs als Heiligen, nicht aber als König und direkter Verwandter angezeigt scheinen lässt.

Im letzten Beitrag des Bandes fragt Gunnar Mikosch (Ecclesia und Synagoge. Allegorie zwischen heilsgeschichtlichem Machtanspruch und christlichem Identitätskonflikt, S. 159–182), wie die Gewalt in die Darstellung der Personifikationen von Ecclesia und Synagoge gelangt, die häufig unter dem Crucifixus verbildlicht sind. Mikosch kann zeigen, dass im «Medium des Bildes [...] Diskurse visibel [werden], die auf der Textebene unsichtbar und nicht zu fassen sind und sich dort auch nicht artikulieren (können)» (S. 182). In der Verbildlichung von Ecclesia und Synagoge artikuliert sich ein nicht aufgelöster Widerspruch zwischen dem theologisch formulierten Anspruch, dass durch Christi

Geburt das Judentum überwunden sei, und dessen tatsächlich erlebten Fortbestand. Während im theologischen Schrifttum seit Augustinus den Juden eine belehrende Funktion für die Christen zugesprochen wird, setzen die von Mikosch besprochenen bildlichen Darstellungen den christlichen Machtanspruch rigoros durch.

Es ist der Herausgeberin gelungen, die Beiträger zu einer kreativen und immer wieder neue Einsichten hervorbringenden Auseinandersetzung mit dem methodischen «Hilfskonstruktion» der Unterscheidung von Visibilität und Visualität anzuregen. Dass die einzelnen Autoren die Leitbegriffe teilweise inhaltlich anders füllen, wird ganz im Sinne des Projektes gewesen sein, und wird wegen der stets geleisteten terminologischen Präzisierung nicht als Mangel wahrgenommen. *Stefan Matter, Freiburg i.Ü., Oxford*

Natacha Coquery: **Tenir boutique à Paris au XVIIIe siècle. Luxe et demi-luxe.** Paris, Comité des travaux historiques et scientifiques, CTHS, 2011, 406 p.

Signe des temps, la consommation suscite toujours plus d'intérêt chez les historiens des sociétés d'ancien régime. Si le grand négoce et le petit commerce ambulant des colporteurs ont donné lieu à de nombreux travaux, le monde de la boutique reste peu exploré. C'est à ce chantier ouvert que s'est intéressée Natacha Coquery, auteur d'une belle thèse sur les pratiques économiques et sociales générées autour des hôtels particuliers parisiens au XVIIIe siècle (1998). Nourrie des travaux de Daniel Roche sur la culture matérielle, de Bernard Lepetit sur les géographies urbaines et de ceux des historiens anglo-saxons sur la consommation, N. Coquery nous donne ici une étude fouillée des boutiques de Paris au XVIIIe siècle, appuyée sur un important appareil critique. L'historienne structure son livre selon l'approche pluridisciplinaire qui guide son propos: histoire des représentations («la boutique en mots»), de la géographie urbaine («la boutique en cartes») et des échanges socio-économiques («la boutique en chiffres»). Son style, clair et sans jargon inutile, rend la lecture de l'ouvrage aisée. Tout au plus pourrait-on regretter l'usage systématique du procédé stylistique de l'énumération qui, même s'il est le reflet de la complexité du réel, peut lasser et nuire parfois à la fluidité de la lecture.

Quel rôle les boutiques ont-elles joué dans l'essor d'une «culture» – pas encore d'une «société» – de consommation et dans l'affirmation de Paris comme capitale du *shopping*? Comment s'inscrivent-elles dans l'espace urbain et quelle est la géographie de leurs réseaux de clients et de fournisseurs? Quelles relations les petits commerçants ont-ils entretenues avec leurs créanciers et leurs débiteurs? Comment l'innovation commerçante a-t-elle élargi son offre du luxe au «demi-luxe» pour satisfaire une clientèle toujours plus nombreuse? Voilà quelques-unes des questions auxquelles N. Coquery répond grâce aux sources nombreuses qu'elle examine en variant les points de vue et les méthodes, alternant l'analyse quantitative et qualitative.

La première partie de l'ouvrage montre comment l'image du petit commerce, longtemps méprisé, s'impose dans les imprimés qui se multiplient au XVIIIe siècle, contribuant à faire de Paris la capitale du marché du luxe. Dans les guides d'abord, où les boutiques sont décrites à la fin du siècle comme des curiosités au même titre que les sites archéologiques ou les lieux de spectacles. Dignes d'être visitées, elles s'imposent désormais autant comme des lieux de loisirs et de sociabilités que comme des lieux de vente. Puis dès les années 1760, dans les

almanachs de commerce dont les annonces publicitaires, au-delà de l'image survalorisée qu'ils donnent de la production parisienne, témoignent de l'essor de la culture de consommation.

Les adresses de 8300 maîtres – représentant 120 métiers – de l'*Almanach général* (1769) permettent à l'historienne d'aborder la seconde partie de son ouvrage. A partir des cartes de l'implantation géographique du petit commerce dans l'espace urbain, toutes professions confondues, par secteurs et par métiers, elle nous entraîne dans une visite détaillée des rues et des quartiers, pour laquelle le lecteur non parisien aura intérêt à se munir d'un bon plan de ville. Aux zones de faible densité commerciale comme l'île de la Cité ou les quartiers résidentiels du Luxembourg et du Marais, répondent les axes, correspondant aux anciennes voies antiques et médiévales, qui, comme les rues Saint-Martin et Saint-Denis, comptent de nombreuses boutiques. De cette vision générale, il ressort que 60% des marchands sont installés au nord et à l'ouest de la ville, contre 20% au sud et à l'est. Pour affiner son analyse, N. Coquery change de perspective et retient l'exemple de deux boutiquiers liés au commerce du luxe: Nicolas Aubourg, bijoutier installé au faubourg Saint-Germain, et Mathurin Law, tapissier tenant boutique rue Saint-Honoré. A partir de leurs livres de comptes et de leurs bilans de faillite, elle montre qu'il n'y a pas de règle en matière de proximité ou d'éloignement entre les marchands et leurs clients. Si la notion de voisinage semble compter pour le tapissier dont les acheteurs sont en majorité des nobles ou des marchands du quartier et pour le bijoutier qui commerce avec ses confrères voisins, la proximité est d'autant moins une nécessité en matière de produits de luxe qu'il est d'usage que le marchand se déplace chez ses clients; dans ce domaine, c'est surtout la réputation qui compte.

Dans la troisième partie de l'ouvrage, N. Coquery aborde le fonctionnement financier de la boutique à partir de près de 150 documents comptables. Elle montre comment, par la pratique généralisée du crédit, le commerçant se trouve «encastré» dans un système de relations où la confiance et la réputation jouent un rôle déterminant. C'est en maintenant des relations verticales avec les grands négociants et horizontales avec ses pairs, que le petit commerce pourra survivre aux déséquilibres structurels et aux accidents conjoncturels. La vitalité de la boutique tient largement à sa capacité d'innovation et d'adaptation aux désirs des consommateurs. Le dernier chapitre donne ainsi à voir le foisonnement des objets de luxe et surtout de demi-luxe, ces marchandises nouvelles de moindre qualité – la mode est alors au faux, au plaqué, à l'ancien – qui se diffusent de plus en plus rapidement auprès d'une clientèle qui ne se limite plus aux élites urbaines et dont l'essor témoigne de nouvelles pratiques de consommation dont la fameuse querelle sur le luxe se fera l'écho. La mise en évidence de ces innombrables objets de demi-luxe proposés par les boutiquiers parisiens, par le nouveau système de valeurs qu'ils reflètent, ouvre des perspectives qui font de cet ouvrage un jalon important dans l'étude de la culture de la consommation au XVIIIe siècle.

Corinne Walker, Genève